

kenne den Typus „Tante Inge“ aus der Zusammenarbeit mit Freiwilligen in der Flüchtlingshilfe, deren Herz sich für das Schicksal geflüchteter Menschen öffnet, weil sie als Kind im Krieg selber Mangel erlebt haben. Sie schaffen es, großzügig zu sein, nicht *obwohl*, sondern *weil* sie mit der tiefsitzenden Angst leben, es könnte nicht reichen. Und ich habe Diskussionen in kirchlichen oder anderen gesellschaftlichen Kontexten in Erinnerung, die kamen mir vor, als sei ich umgeben von Vertreter\*innen des Typus „Pfarrersmutter“. Sie entwickeln aus ihrer Angst heraus eine Haltung, die man am ehesten als „Geiz“ bezeichnen kann.

### *Von der Angst, zu kurz zu kommen*

Menschen, deren Leben von dem Grundgefühl bestimmt ist, die Vorräte könnten ausgehen, können also durchaus unterschiedliche Programme ausprägen, um auf ihre Angst zu reagieren. Die einen produzieren Fülle für sich und andere – das „Modell Tante Inge“. Andere versuchen ihre eigene Angst an ihre Umgebung weiterzureichen und behaupten den einmal erlebten Mangel weiterhin wie ein unverbrüchliches Dogma – das „Modell Pfarrersmutter“.

Daneben gibt es aber noch dieses andere Mangel-Gefühl, das weniger auf einer konkreten persönlichen Erfahrung beruht, sondern sich eher diffus äußert. Am besten lässt es sich vielleicht in diese Kurzformel bringen: Es ist die Angst, zu kurz zu kommen. Wer von dieser Angst bestimmt wird, sieht in jedem anderen Menschen erst einmal eine potentielle Gefahr für das eigene Überleben. In dieser Logik scheint die Devise zu gelten: Wer mit am Tisch sitzt, nimmt mir eigentlich etwas weg. Diese Haltung ist

mir gerade in den letzten Jahren in der öffentlichen Diskussion rund um die Themen Flucht und Migration häufig begegnet – gerade auch bei Menschen, die selber noch nie erleben mussten, dass es tatsächlich nicht reicht und realer Mangel herrscht.

„Wir können doch nicht die ganze Welt bei uns aufnehmen!“ Ich weiß nicht, wie oft ich diesen Satz gehört oder gelesen habe – bei Diskussionsveranstaltungen, in Talkshows, in wütenden E-Mails oder sogar aus dem Munde mancher Politiker\*innen und Kirchenvertreter\*innen. Verbunden war dieser Ausruf mit dem unterschwelligen Vorwurf, das Eintreten für eine humanitäre Aufnahme von Geflüchteten ohne festgelegte Obergrenze sei naiv und gefährlich.

Bilder von Menschen, die im Sommer 2015 nicht nur vereinzelt, sondern in größerer Anzahl auf unseren Bahnhöfen und Straßen sichtbar wurden, haben sich tief eingepägt. Diese Bilder, weniger tatsächliche Veränderungen in unserem Alltag, haben Ängste aktiviert, die in jedem Menschen schlummern. Dazu gehört die Angst, nicht genug zu bekommen. Das Sichtbarwerden von Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, hat zwar zunächst eine Welle der Hilfsbereitschaft ausgelöst. Das Ausmaß, in dem sich viele Menschen in dieser Zeit von der Not der Menschen auf der Flucht persönlich berühren ließen, hat dabei manche in Deutschland überrascht – mich auch. Bereits nach wenigen Wochen wurde jedoch immer häufiger davon geredet, man müsse die Sorgen und Ängste der Menschen ernst nehmen, die gegen die Aufnahme von Geflüchteten zu Felde zogen. Diese Forderung bestimmt seither viele Reden von Politikerinnen und Politikern. Wie eine Zauberformel oder wie ein Mantra wird dieser Satz quer durch

die Parteien wiederholt: „Wir müssen die Ängste ernst nehmen.“ Wer will einem solchen Satz schon widersprechen? Ängste von Menschen ernst zu nehmen ist eine Forderung, die man nur schwer mit Nein beantworten kann. Wer Ängste ernst nimmt, muss jedoch mit gleichem Ernst das Ziel verfolgen, Ängste zu beseitigen. Stattdessen wurden in den vergangenen Jahren die Angst, zu kurz zu kommen, und die Angst, es könnte nicht reichen, genährt und geschürt. Diese unbestimmten Ängste vor einem möglichen eigenen Mangel verstellten zunehmend den Blick für die tatsächliche Not der geflüchteten Menschen. Wie aber soll man dieser Entwicklung begegnen?

### *Welchen Wolf füttern wir?*

Ängste wirklich ernst zu nehmen setzt nicht nur das Ziel voraus, sie schließlich aufzulösen. Ernst nehmen heißt zunächst vor allem, dass Ängste konkret benannt werden. Sonst behalten diffuse oder behauptete Ängste weiterhin die Oberhand. Den Dingen einen Namen geben heißt, Macht über sie zu gewinnen. Diese Erfahrung prägte bereits die biblische Vorstellungswelt. In den Evangelien ist davon die Rede, dass Jesus den Dämonen, die Menschen besetzen, die Macht nimmt, indem er sie konkret benennt. Dem Dämon, der Jesus bei seinem Namen anspricht und damit Macht über ihn erlangen will, nimmt Jesus den Wind aus den Segeln, indem er den Spieß umdreht und den Dämon direkt anspricht (vgl. Mk 2,23–26). Der Angst, es könnte nicht reichen, und der Angst, zu kurz zu kommen, muss konkret begegnet werden, indem wir sie gleichsam beim Namen nennen: Was genau befürchte ich? Wo in meinem Leben reicht es nicht, weil seit 2015

Menschen auf der Flucht nach Deutschland gekommen sind? Kann ich konkrete Situationen in meinem Leben benennen, in denen mir in meinem Alltag durch die Anwesenheit geflüchteter Menschen bereits etwas genommen wurde oder ich mich einschränken musste? Diese Fragen, die Ängste zu konkretisieren versuchen, können ein erster Schritt sein, um ihnen wirksam zu begegnen und sie aufzulösen. In meinem persönlichen Leben, aber auch im Zusammenleben in der Gesellschaft und damit auch in der Kirche geht es letztlich um die Entscheidung, ob die Angst vor dem Teilen die Deutungshoheit über uns behält oder ob wir diese Ängste wirklich überwinden wollen, um einer neuen Kultur des Teilens den Weg zu bereiten.

Nähren wir mit Worten und in unserem Tun die Angst, die Vorräte könnten ausgehen und wir könnten zu kurz kommen, oder nähren wir die Zuversicht, dass es für uns gemeinsam reicht?

Nach einer alten indianischen Weisheit tobt in jedem Menschen der Kampf zwischen zwei Wölfen. Der eine Wolf kämpft mit den Waffen Neid, Eifersucht, Gier, Arroganz, Selbstmitleid, Lügen, Überheblichkeit, Egoismus und Missgunst. Der andere Wolf kämpft mit Liebe, Freude, Frieden, Hoffnung, Gelassenheit, Güte, Mitgefühl, Großzügigkeit, Dankbarkeit, Vertrauen und Wahrheit. Auf die Frage seines Enkels, welcher Wolf denn den Kampf gewinnt, antwortet ein alter Indianer: „Der, den du fütterst.“

Meiner Tante Inge bin ich dankbar dafür, dass sie ihre Ängste konkret vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen benennen konnte. Vielleicht lag genau darin auch der Schlüssel für ihre Großzügigkeit. Sie hat nicht den Wolf des Selbstmitleids und der Angst gefüttert, sondern sie hat

aus der persönlich erfahrenen Not heraus das Mitgefühl für andere Menschen in Not in ihrem Leben groß werden lassen. Die Angst muss nicht zwangsläufig zur Entsolidarisierung führen. Wenn sie angeschaut und konkret beim Namen genannt wird, kann sie ihre Macht verlieren und den Weg freimachen für mehr Solidarität, ja sogar für so etwas wie gemeinsam erlebte Fülle. Meine Tante hat für mich vorgelebt, dass der Weg zu einer neuen Kultur des Teilens tatsächlich über die Ängste führt, aber eben nicht bei ihnen stehenbleibt. Die Kühlboxen und Vorratstaschen, mit denen sie mich damals vor ihrer Haustür erwartete, bebildern für mich diese Haltung. Das Bild von Tante Inge inmitten ihrer Vorräte und Einmachgläser, die sie an uns und viele andere verschenkte, lässt mich hoffen: Am Ende der Angst kann es so etwas geben wie die beinahe paradoxe Erfahrung von Fülle im Teilen.

## Der Weg zum Teilen führt über die Wahrnehmung der eigenen Privilegien

Neben die tiefsitzenden Ängste tritt aber noch etwas anderes, das sich wie eine allgegenwärtige Hürde auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Teilens vor einem auftürmt. Es sind die häufig unbewussten und manchmal schwer zu identifizierenden Ordnungen, die unser Denken und Verhalten bestimmen, wenn es um das Teilen geht. Die Vorstellung davon, wie die Welt nun einmal sei und auch zu bleiben habe, hat viel damit zu tun, dass die augenblickliche gesellschaftliche Ordnung darauf beruht, dass Unterschiede zwischen Menschen gemacht werden, die mit ihrer Herkunft, mit ihrem Geschlecht oder mit einem an-